

# Nächtliche Wohnungswanderer

Warum, Wie, Wann: Die Meraner Tänzerin und Choreographin **Martina Marini** lässt in der Meraner Villa Dolores den Tod sich ausleben.

von Heinrich Schwazer

Zappenduster ist es im Keller der Villa Dolores. Nur eine Lichtgirlande spendet ein wenig Helligkeit. In einem Eck steht eine Frau, die mondsüchtig mit ihren geflochtenen Haaren spielt, irgendwo hört man einen plätschernden Sound. Auf dem Boden ist ein perfektes quadratisches Erdfeld aufgehäuft. Es dauert lange, bis sich ihre Füße vom Boden abheben, aber sobald es soweit ist, versteht man sofort, woher der Sog kommt: Von dem Erdhügel, unter dem wir alle dereinst zu Staub zerfallen werden. Schaufelt sie sich ein Grab, oder gräbt sie sich aus dem Grab aus, wenn sie in wild kreisenden Bewegungen den Erdhügel plattmacht? Beides ist möglich, wir wissen es nicht.

Der Tanz von Evelyn Petruzzino zu Klängen der britischen Musikerin Jocelyn Pook

ist das erste Bild der Choreographie von Martina Marini mit dem Titel „Panta Rhei“, die vergangene Woche im Rahmen des Tanzfestivals Alpsmove in der Meraner Villa Dolores ihre Uraufführung erlebte. Die dem griechischen Philosophen Heraklit zugeschriebene Wendung wird meist als vitalistisch-pantheistisches Sinnbild des Lebens und des Todes verstanden. Alles fließt, das heißt nichts anderes, als dass alles in ständiger Veränderung begriffen ist, an deren Ende unweigerlich der Tod steht: „Der Tod beherrscht uns als Angst, als Trauer; als philosophische Überlegung und schließlich als einzige große Unbekannte einer fast völlig erschlossenen Weltlichkeit. Jeder Tod trägt in sich die Möglichkeit eines Neubeginns“ schreibt sie im Programmheft.

Die Grundidee ihrer Choreographie ist Nähe. Wie nächtliche Wohnungswanderer schickt sie die Zuschauer von einem Raum des Hauses in den nächsten. Zur Nähe zwischen Zuschauern und TänzerInnen kommt die Nähe zwischen den Zuschauern hinzu: Ein jeder ist ein Todgeweihter und steht neben einem todgeweihten Jedermann. Die Form von kleinen, intimen Solos erzeugt unvermeidlich eine Abfolge, wichtiger aber ist die vorsichtige Akribie, mit der Marini einzelne Aspekte des Sterbens herausarbeitet.

Auf die Schwärze des ersten Solos folgt ein Clown (Emanuele Pasqualini), der – Traum jedes Schauspielers – auf der Bühne gestorben ist und jetzt vor dem berühmten Tunnel steht. Sein nicht unwitziges



Fotos: Ewald Kortschieder



**Tania Ottavi und Evelyn Petruzzini in „Panta Rhei“:**  
Im Vorort der Seele kann es auch mal lustig zugehen.

aber als Erde herausstellt. Der Nebel der Raum, in dem das Wirkliche sich vom Wahren ablöst, wäre genug gewesen. Im letzten Raum trifft man auf einen Unerwarteten: Den Kabarettisten Dietmar Gamper, der sich mit zwei Musikern, einem Schlagzeuger und einem Gitarristen, in Weltverdruss übt. „Auch Tiere sterben“ heißt das Stück, das auf die Botschaft hinausläuft: „Tote Tiere sind die

Problem: Es gibt nicht nur ein Licht, sondern viele. Welches ist das richtige?

Abstrakter geht es Eleanora De Maio an, die Weiß in Weiß in einer unirdisch blendenden Pracht zu Neil Youngs Song „It s time für you to leave“ alle Erdschwere überwinden zu haben scheint, aber mit der paradiesischen Seelenruhe scheint es nicht zu klappen. Schwarzhumorig wird es in der Küche von Tania Ottavi, die neben ihrem Küchenjob einen leicht morbiden Nebenjob zu erledigen hat: Sie übersetzt in Gebärdensprache für Gehörlose Anleitungen zum Selbstmord. „Warum? Wie? Wann?

bringt ein Mensch sich um? Das ist von köstlich politisch unkorrekter Unverfrorenheit und tut erquickend gut in der um sich greifenden Tyrannei des Biedersinns. Nicht immer ist das Sterben ein fader Vorort der Seele, es kann auch mal lustig zugehen.

Anastasia Kostner tanzt im Keller der Villa in Nebel gehüllt zu Musik von Max Richter ein Stück mit dem Titel „Emmerich“. Es geht darin um die Nähe zu einem geliebten Menschen über dessen Tod hinaus. Das ist und wird arg symbolisch, wenn sie ein Tuch nimmt, in das auf den ersten Blick ein Baby eingehüllt ist, sich dann

besseren Tiere.“  
Marini hat Recht, wenn sie Gamper einen großartigen Ausdruckstänzer nennt, der nichts von seiner Großartigkeit weiß. Im Grunde tut er nur eines: Er streift sich eine Maske über, wird zur Biene, killt sich selbst mit einem Insektenvernichtungsmittel und vollführt zu harten Gitarrenklängen seine letzten Strampler. Das mit anzusehen, ist eine Beschämung, wie einem Begräbnis als ausgeladener Gast beizuwohnen.

Ein intensives Bild auf das andere lässt Martina Marini folgen und jedes trägt das Wasserzeichen des Sterbens.